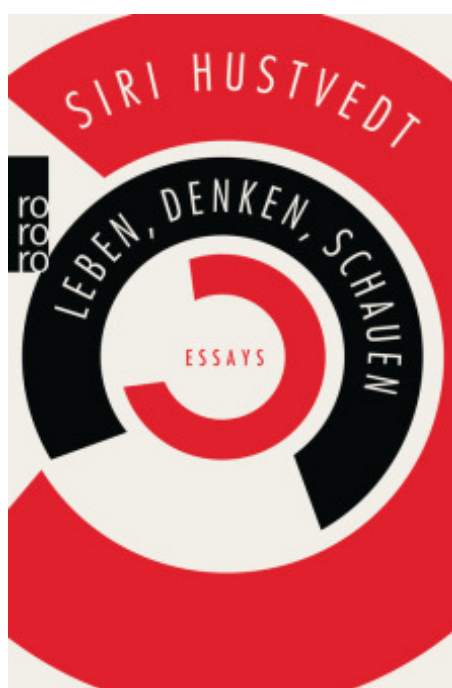


Leseprobe aus:

Siri Hustvedt

Leben, Denken, Schauen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Siri Hustvedt

Leben, Denken, Schauen

Essays

Aus dem Englischen von
Uli Aumüller und Erica Fischer

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
«Living, Thinking, Looking» bei Picador, New York.

Erica Fischer übersetzte «Mit dem Körper sehen»;
alle anderen Übersetzungen stammen von Uli Aumüller.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Mai 2015
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Living, Thinking, Looking» Copyright © 2012 by Siri Hustvedt
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,
nach einem Entwurf von Anzinger | Wüschner | Rasp, München
Satz Adobe Garamond Pro, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26977 6

Für Frances Coady

Inhalt

- 9 Vorwort der Autorin

Leben

- 19 Variationen über das Begehren: eine Maus, ein Hund,
Buber und Bovary
34 Meine Mutter, Phineas, Moral und Gefühl
42 Suche nach einer Definition
44 Mein seltsamer Kopf: Anmerkungen zur Migräne
61 Spielen, wilde Gedanken und der Untergrund eines
Romans
66 Schlafen/Nicht schlafen
79 Außerhalb des Spiegels
87 Gedanken über das Wort *Skandinavien*
93 Meine Inger Christensen
95 Mein Vater/Ich
123 Blumen

Denken

- 129 Die wahre Geschichte
159 Ausflüge zu den Inseln der Wenigen

- 180 Über das Lesen
190 Stig Dagerman
203 Der Analytiker im Roman: Reflexionen über ein mehr
oder weniger verborgenes Wesen
221 Kritische Anmerkungen zum sprachlichen Klima
232 Drei emotionale Geschichten
260 Freuds Tummelplatz

Schauen

- 293 Anmerkungen zum Sehen
304 Das Drama der Wahrnehmung: Morandis Stilleben
321 Louise Bourgeois
331 Alte Bilder
349 Duccio di Buoninsegna im Metropolitan Museum
352 Kiki Smith: gebunden und ungebunden
364 Diese lebendige Hand
368 Wahrheit und Richtigkeit: Gerhard Richter
379 Annette Messager: Ihres und meines
390 Notwendige Sprünge: Richard Allen Morris
401 Margaret Bowlands Theatrum Mundi
413 Warum Goya?
439 Mit dem Körper sehen: Was bedeutet es, ein Kunstwerk
zu betrachten?
- 465 Anmerkungen
487 Danksagung

Vorwort der Autorin

Beim nochmaligen Lesen der in diesem Band gesammelten Essays wurde mir klar, dass sie, obwohl sie eine ganze Reihe von Themen behandeln, durch die beständige Neugier, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, miteinander verbunden sind. Wie sehen, erinnern, fühlen wir, wie gehen wir mit anderen um? Was bedeutet es, zu schlafen, zu träumen und zu sprechen? Wovon sprechen wir, wenn wir das Wort *selbst* gebrauchen? Jedes Zeitalter hatte seine eigenen Platinen, Binsenwahrheiten, Volksweisheiten und Dogmen der unterschiedlichsten Art, die vorgaben, solche Fragen zu beantworten. Das unsere ist da nicht anders. Tatsächlich ertrinken wir in Antworten. Angefangen bei grob vereinfachenden Selbsthilfefibeln, die in jeder Buchhandlung angeboten werden, über den Reiß-Sie-sich-zusammen-Ratschlag von Talkshow-Therapeuten zu den komplexeren Argumenten der evolutionären Soziobiologie, der analytischen und europäischen Philosophie, der Psychiatrie und der Neurowissenschaften sind Theorien in unserer Kultur reichlich vorhanden. Es ist wichtig, trotz des Überangebots von Lösungen im Kopf zu behalten, dass, *wer wir sind und wie wir so geworden sind*, nicht nur in den Geisteswissenschaften offene Fragen bleiben, sondern auch in den Naturwissenschaften.

Über einen Zeitraum von sechs Jahren geschrieben, reflektieren diese Essays meinen Wunsch, Erkenntnisse aus vielen

Disziplinen zu verwenden, und zwar einfach deshalb, weil ich zu der Überzeugung gelangt bin, dass kein einzelnes theoretisches Modell die Komplexität der menschlichen Realität erfassen kann. Einige Denker tauchen mehrfach auf: Edmund Husserl, Maurice Merleau-Ponty, Martin Buber, Sigmund Freud, D. W. Winnicott, A. R. Lurija, Mary Douglas und Lev Vygotsky. Neurowissenschaftliche Forschungsergebnisse ziehen sich durch das ganze Buch, insbesondere aus Untersuchungen zur Wahrnehmung, Erinnerung, Emotion und zur Beziehung zwischen dem Selbst und dem Anderen.

Ich bekenne mich zum Gebrauch der Alltagssprache in meinen Aufsätzen. Esoterische Fachsprachen entstehen jedoch nicht, weil die Eingeweihten Snobs wären. Spezialisierte Sprachen machen bestimmte Gespräche möglich, weil die Sprechenden ihre Definitionen ausdifferenziert haben und sich dann austauschen und damit arbeiten können. Das Problem ist, dass der Kreis der Sprechenden in sich *geschlossen* und die Fachkenntnis auf dem einen Feld der auf einem anderen nicht zugänglich ist, ganz zu schweigen von Laien, die gar nichts verstehen. Ich glaube, dass ein echter Dialog zwischen den Disziplinen, jedenfalls bis zu einem gewissen Grad, möglich ist und dass unterschiedliche Diskurse durch eine transparente Darstellung von Ideen vereinheitlicht werden können. Gleichwohl muss redlicherweise darauf hingewiesen werden, dass diese Essays zuerst in einem breiten Spektrum von Printmedien veröffentlicht wurden, angefangen bei Literaturzeitschriften, wie *Granta*, *Conjunctions*, *Salmagundi* und *The Yale Review*, über Zeitungen und Magazine, wie den Londoner *Guardian*, die *New York Times* und den *Nouvel Observateur*, bis hin zu Fachzeitschriften, einschließlich der *Contemporary Psychoanalysis* und der referierten *Neuropsychanalysis*. Daher haben einige

der Aufsätze umfangreiche Anmerkungen, während andere ohne auskommen. Einige der Texte wurden ursprünglich als Vorträge gehalten. Der Essay über Morandi war für eine Vortragsreihe im Metropolitan Museum: *Sunday Lectures at the Met*. «Warum Goya?» wurde im Prado vorgetragen. «Mit dem Körper sehen: Was bedeutet es, ein Kunstwerk zu betrachten?» war die dritte Internationale Schelling-Vorlesung an der Akademie der Bildenden Künste München, und «Freuds Tummelplatz» wurde für die XXXVIII. jährlich stattfindende Sigmund-Freud-Vorlesung geschrieben, die ich im Mai 2011 in Wien hielt. In manchen Fällen konnte ich bei den Zuhörern bestimmte Kenntnisse voraussetzen, in anderen nicht. Gleichwohl ist jeder Text in diesem Band ein Essay – vom französischen Wort *essayer*, versuchen –, und alle sind in der ersten Person geschrieben.

Der persönliche Essay entstand im 16. Jahrhundert mit Montaigne; die Gattung wird auch heute noch oft und gern verwendet. Wie beim Roman ist seine Form elastisch und anpassungsfähig. Er macht Gebrauch von Geschichten wie von Argumenten. Er kann streng präzise vorgehen oder Abstecher auf überraschendes Terrain unternehmen. Seine Form wird ausschließlich von den Denkbewegungen des Schreibers bestimmt, und anders als in Beiträgen für wissenschaftliche Zeitschriften oder in Zeitungsartikeln ist die Ich-Perspektive nicht verpönt, sondern wird befürwortet. Für mich ist das mehr als eine Frage der Gattung. Mein Schreiben in der ersten Person stellt eine philosophische Position dar, der zufolge die Idee einer Dritte-Person-Objektivität bestenfalls eine Arbeitsfiktion ist. «Objektives» Forschen und Schreiben in der dritten Person ist das Resultat eines kollektiven Konsenses – eine Übereinkunft über die Methode sowie gemeinsame Grundannahmen dazu, wie die Welt funktioniert –, sei es in

den Neurowissenschaften oder im Journalismus. Niemand kann seiner Subjektivität wirklich entgehen. Da ist immer ein Ich oder ein Wir, das sich irgendwo im Text verbirgt, selbst wenn es als Pronomen nicht in Erscheinung tritt.

Doch wer ist das Ich auf dem Papier? Warum gebrauche ich es? Einige der Essays in diesem Buch sind anekdotisch, handeln ausdrücklich von meinem eigenen Erleben; andere vertreten Argumente, die ich ohne weiteres herausarbeiten könnte, ohne selbst in den Text einzugehen. Ich *will* mich aber selbst einbringen. Ich will mich nicht hinter den Konventionen eines akademischen Beitrags verstecken, weil der Rückgriff auf meine subjektive Erfahrung die Probleme, die ich zu klären hoffe, erhellen kann und, denke ich, erhellen wird. In einer Zeit der Lebensbeichten ist es vielleicht nicht überraschend, dass es Leser gibt, die, immer wenn sie ein in der ersten Person geschriebenes Sachbuch aufschlagen, einen Strom von intimem Stoff erwarten. Ich fürchte, das ist mir charakterlich fremd. Meine Essays sind eine Form von geistigen Reisen, von einem Zugehen auf Antworten, wobei ich mir intensiv dessen bewusst bin, dass ich nie ans Ende der Straße gelangen werde. Ich benutze meine eigenen Erfahrungen auf dieselbe Art, wie ich die Erfahrungen anderer benutze – als Einblicke, um eine Idee weiterzuentwickeln. In den folgenden Essays komme ich als Person vor und nicht vor. Meine Präsenz beziehungsweise meine Abwesenheit hängen davon ab, womit ich mich jeweils auseinandersetze.

Eine derartige Herangehensweise ist nichts Neues. In den *Bekanntnissen* des Augustinus bringen wir viel über ihn in Erfahrung, doch was er uns über die quälenden Kämpfe erzählt, die er mit sich selbst führt, ist nie überflüssig. Es veranschaulicht eine tiefgehende philosophische Erkundung,

mit der der Leser zu seinem eigenen spirituellen Erwachen gebracht werden soll. Ein modernes und viel zurückhaltenderes Beispiel des Selbst als Vehikel für Ideen findet sich in Freuds *Traumdeutung*. Bei der Analyse seiner eigenen Träume offenbart der Neurologe genug von sich selbst, um mit seinen Argumenten durchzudringen und den Leser von seiner neuen Theorie über Schlaf und Träume zu überzeugen. Zugegebenermaßen Geistesgrößen, sind diese zwei Autoren dennoch exemplarisch.

1986 habe ich an der Columbia University in Anglistik promoviert, aber ich wurde nicht Professorin. Ich hatte die Freiheit, meine Ausbildung so weiterzuführen, wie ich es für angebracht hielt, und ich schätze mich glücklich, dass ich mich in meinem Fach nicht «auf dem Laufenden halten» muss. Weil mein Schreiben selbstbestimmt ist, konnte ich zahllose Stunden mit dem Studium von neurowissenschaftlichen Veröffentlichungen, von Ästhetik, Psychoanalyse, Medizingeschichte und Philosophie verbringen, neben weiteren Fächern, die mich interessieren. Ich war in vielen Vorlesungen und auf vielen Kongressen und habe in den letzten Jahren auch selbst Vorlesungen gehalten und auf Kongressen gesprochen. Es besteht kein Zweifel, dass ich eine Außenseiterin, eine nicht zugehörige intellektuelle Vagabundin bin, die, ihrer Nase folgend, plötzlich auf unerwartetem Terrain gelandet ist und über Landschaften blickt, von denen sie sehr wenig wusste, ehe sie vor Ort ankam. Diese geistigen Reisen waren eine Freude für mich, genauso wie meine Begegnungen mit den Bewohnern dieser einst fremden Welten, den Wissenschaftlern, Ärzten und Denkern unterschiedlicher Art, die ich bei meinen Abenteuern getroffen habe.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert: Leben, Denken, Schauen. Wie alle Kategorien dieser Welt sind sie nicht abso-

lut, aber sie sind auch nicht willkürlich gewählt. Es wäre zum Beispiel schwierig, viel zu denken oder zu schauen, wenn wir nicht lebten. Trotzdem habe ich «Leben» für die persönlichsten Essays gewählt, diejenigen, die auf die eine oder andere Weise unmittelbar aus meinem Leben hervorgegangen sind. Die Texte im Teil «Denken» dagegen waren alle von einem intellektuellen Rätsel angetrieben. Worin besteht der Unterschied zwischen dem Schreiben von erzählender Literatur und dem Schreiben von Lebenserinnerungen? Welche Rolle spielt Erinnerung für die Phantasie? Sind sie ein und dieselbe Fähigkeit oder zwei verschiedene? Wie können wir gestalten, was zwischen einer Person und einer anderen vor sich geht? Erschaffen zwei Personen zwischen sich eine dritte Realität? Die Essays im Teil «Schauen» handeln alle von Kunst und Künstlern. Ich schreibe seit nahezu zwanzig Jahren über Bildende Kunst. Immer wieder werde ich von irgendeinem geheimnisvollen oder verstörenden Werk geködert, über das ich unbedingt eine Weile nachdenken möchte, und fühle mich angeregt, etwas darüber zu sagen. Seit 2005 mein letztes Buch über Malerei, *Mysteries of the Rectangle*, erschien, habe ich weiter versucht, über Kunstwerke in einer Sprache zu schreiben, die das Wahrnehmungserleben nicht verletzt, herabsetzt oder verrät. Das ist nicht einfach. Ein Bild ist kein Text. Die Schwierigkeiten, die das Vorhaben mit sich bringt, haben mich dazu gedrängt, genauer zu untersuchen, was es bedeutet, Kunstwerke zu betrachten, und eine verkörperte, intersubjektive Herangehensweise an die Frage zu entwickeln, eine Herangehensweise, die im letzten Essay dieser Sammlung am ausgeprägtesten ist.

Jedes Buch ist *für* jemanden. Der Akt des Schreibens mag einsam sein, er ist aber immer eine Hinwendung zu einer anderen Person – einer Einzelperson –, da jedes Buch allein

gelesen wird. Die Schriftstellerin weiß nicht, für wen sie schreibt. Das Gesicht des Lesers oder der Leserin ist unsichtbar, und doch stellt jeder zu Papier gebrachte Satz ein Angebot dar, Kontakt aufzunehmen, und eine Hoffnung darauf, verstanden zu werden. Die Essays in *Leben, Denken, Schauen* wurden in diesem Geist geschrieben. Sie wurden für Sie geschrieben.

Siri Hustvedt

LEBEN